

Kultur & Leben

«Alle sitzen im <Big Brother>-Container»

Der Basler Theaterregisseur Boris Nikitin stellt den berühmten Fernsehcontainer ins Museum Tinguely. Im Gespräch erklärt er den Grund.



«Zum ersten Mal Überwachungskameras in einer Wohnung – und Menschen, die ihre Banalitäten öffentlich machen»: Boris Nikitin in «seinem» Container.

Bild: Matthias Willi



Interview: Florian Oegerli

bz: Wie kamen Sie dazu, den «Big Brother»-Container im Museum aufzustellen?

Boris Nikitin: Zum 20. Jubiläum der ersten Staffel habe ich in Nürnberg ein Stück entwickelt, das der Frage nachging, wie stark «Big Brother» die Gesellschaft beeinflusst hat. Meine These war, dass vieles, was später passierte, mit dem zu tun hat, was zuvor in diesem Container geschehen ist. Für das Stück habe ich den Originalcontainer nachbauen lassen. Wegen der Pandemie konnten wir jedoch nur wenig proben, also habe ich viel Zeit allein darin verbracht. In seiner Leere und Verlassenheit hat er mir so gut gefallen, dass ich auch anderen diese Erfahrung ermöglichen wollte.

Was macht den Container denn so interessant?

Dass er ein ethnologisches Objekt ist: zum ersten Mal Überwachungskameras in einer Wohnung - und Menschen, die ihre Banalitäten öffentlich machen. Dem Tinguely-Direktor Roland Wetzels gefiel die Idee, diese «Menschmaschine» auszustellen.

Die Ausstellung heisst «The Last Reality Show». Warum? Die erste «Big Brother»-Staffel 2000 war doch erst der Anfang des Reality-TV-Booms.

Die erste Staffel war die erste und auch letzte realistische Reality-Show. Es war die einzige unschuldige Version dieses Formats.

Das müssen Sie erklären.

Wenn man sich diese Staffel heute ansieht, ist bemerkenswert, wie angenehm naiv sie daherkommt: Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben noch nicht dieses Kameragefühl. Entsprechend ist die erste Staffel sehr alltagsnah: die längste Zeit passiert nichts. Die Bewohnenden hängen wie die Faultiere im Garten des Containers ab, es gibt kaum Konflikte. Es herrscht eine fröhliche Langeweile.

Trotzdem war die Einschaltquote hoch genug, dass es zig weitere Staffeln gab.

Ja, «Big Brother» war ein grosses gesellschaftliches Ereignis. Dabei wurde allerdings weit häufiger über die Serie gesprochen, als dass sie tatsächlich geschaut wurde. Sieht man sich die erste Staffel aber an, wachsen einem die Teilnehmenden überraschend ans Herz. Man bringt viel Zeit mit ihnen, und das macht etwas mit einem. Für ein Fernsehformat ist diese Dauer und Gelassenheit geradezu experimentell. Diese Gelassenheit verschwindet später.

Inwiefern?

Aufgrund von freiwilligen Selbstaustritten mussten Kandidatinnen im Laufe der Staffel ersetzt werden. Das Spannende daran: Die Personen, die neu dazustiesen, verhielten sich komplett anders, waren viel aufgedrehter. Sie hatten die Show zuvor schon mehrere Wochen verfolgt, hatten ein Bewusstsein über die Wirkung und waren deshalb in ihrem Versuch, witzig oder authentisch zu sein, weit ungläubwürdiger. Sie hatten den Kamerablick be-

reits verinnerlicht. Alles wirkte berechnend. Spätestens ab der zweiten Staffel merkt man: Hinter diesen Zustand kann man nicht mehr zurück.

Sie haben geschrieben, der Container sei eine «demokratische Utopie» - was soll daran denn bitte utopisch sein?

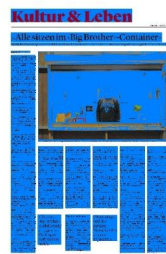
Er ist Utopie und Dystopie zugleich. Auf einmal durfte - potenziell - jede und jeder mitmachen und damit eine Plattform erhalten. Das versprach mehr Diversität in der Unterhaltungsindustrie, mit allen Hochs und Tiefs, die das mit sich bringt. Nicht zu vergessen: Ins Fernseh-

«Die erste «Big Brother»-Staffel ist sehr alltagsnah: Die längste Zeit passiert nichts.»

hen zu kommen, war zu der Zeit noch etwas Aufregendes. Das kann man sich heute kaum vorstellen. Es wirkt selbst museal.

Sie meinen: Heute stellen wir alle selbst unseren Alltag ins Netz.

Genau, damals haben wir alle über den Container gelacht, heute sitzen wir selbst drin. Schliesslich sind wir permanent von Kameras und den sozialen Medien umgeben. Und debattieren darüber, ob die sozialen



Medien eine Demokratisierung der Öffentlichkeit darstellen.

Und wie stehen Sie selbst zu den sozialen Medien?

Ich benutze sie nicht mehr. Die sozialen Medien forcieren den individualisierten Wettkampf, und der produziert bestimmte Lautstärken, Haltungen und Diskurse. Alle können jetzt sichtbar werden. Aber will man auf dieser Plattform wirklich et-

Theaterschaffender

Der gebürtige Basler **Boris Nikitin (*1979)** ist der Sohn ukrainisch-slowakisch-französisch-jüdischer Einwanderer und arbeitet als **Theaterregisseur und Autor**. Er inszeniert in der internationalen freien Szene und an deutschsprachigen Stadttheatern. Für sein Gesamtwerk wurde Nikitin 2017 mit dem **J. M. R. Lenz – Dramatikerpreis der deutschen Stadt Jena** ausgezeichnet. 2020 erhielt er den Schweizer Theaterpreis.

was zeigen? Oder tut man es, weil man denkt, dass man es müsse? Dazu gibt es das Postulat, dass das Unmittelbare authentischer sei als etwas, an dem man gearbeitet hat. Aber ist eine unbedachte spontane Äusserung echter als eine, für die man sich Zeit genommen hat?

Da spricht jetzt auch der Theaterautor.

Ja, das ist ein Thema, über das ich als Theatermensch viel nachdenke. Im Performance-Theater gibt es teilweise eine Ideologie des Unmittelbaren und die Vorstellung, dass etwas interessant sei, weil es weniger geübt und gefiltert wurde.

Aber eine künstlerische Arbeit wird dadurch nicht unbedingt echter oder besser. Oftmals ist das Gegenteil der Fall: Die Leute reproduzieren dann einfach das, was sie bereits kennen. Das gibt ihnen die Illusion von Sicherheit. Auf Social Media

«Heutzutage sind die meisten Menschen ihre eigenen Paparazzi.»

kann man das sehr gut beobachten. Mir selbst wurde das zu viel.

Sie waren früher aber auf Facebook aktiv.

Ich hab die Plattform 2020, im ersten Lockdown, verlassen. Menschen, die ich respektiere, haben begonnen, komische Dinge zu äussern. Ich merkte, dass ich den Respekt verliere, und das wollte ich nicht, weil ich diese Menschen mag. Traurig machte mich zudem, wie zum Beispiel die Theater um Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit zu ringen begannen. Das hat ihnen das Geheimnis genommen.

Weshalb?

Es ist unattraktiv, wenn Kultur um Aufmerksamkeit bettelt und sich verhält wie ein Flirt, der einem die ganze Zeit hinterherläuft und ruft: komm zu mir. Zu grosse Niedrigschwelligkeit tötet das Interesse. Letzten Sommer war ich zum ersten Mal in L. A. und bin mit dem Auto zum

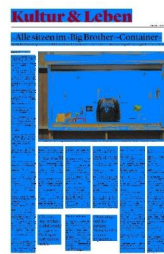
Mulholland Drive gefahren. Da sieht man dann: Hier wohnt Jack Nicholson – aber mehr als das Garagentor von aussen siehst du nicht. Ein grossartiger Abschluss! Das schafft ein Begehren. Diese Unzugänglichkeit ist ein wichtiger Bestandteil der Traumfabrik. Sie stammt aus einem Zeitalter, als es noch Paparazzi gab. Heutzutage sind die meisten Menschen ihre eigenen Paparazzi.

Dann leben heute also alle in einer «Big Brother»-Staffel?

Es haben sich digitale, omnipräsente Räume um einen herum gebildet. Diese Räume denken wir immer mit – selbst wenn wir gar nicht online sind. Es finden die ganze Zeit Inszenierungen statt, wobei alle unmittelbar und ohne Filter ihre Inhalte vermitteln können. Das schafft eine digitale Scheinlogik, die wir nur schwer loswerden und die zugleich ein grosses Misstrauen schafft. Für ein soziales und politisches Miteinander ist das eine Herausforderung.

Kann man den sozialen Medien überhaupt noch entkommen? Oder ist der Geist längst aus der Flasche?

Doch, das geht. Aber es ist ebenso schwierig das Sich-von-einer-Suchtkrankheit-befreien. Als die Pandemie vorbei war, hatte ich das Gefühl: Es ist etwas zurückgeblieben. Die Leute sind noch stärker neuronal mit den digitalen Netzwerken verschweisst. Die Folge ist, dass sich die Welt seltsam eng anfühlt. Egal, wohin man geht: Sobald man auf sein Smartphone blickt, sieht alles genau gleich aus. Die Erfahrung



von Andersartigkeit ist kaum mehr möglich. Neulich war ich im Graubünden wandern. Ganz zuhinterst im abgelegenen Fextal stand auf einem Schild von Swisscom: «Endlich: Internet jetzt auch hier!» Danach hab ich mein Smartphone weggeschmissen.

.....
The Last Reality Show

Die Ausstellung findet noch bis am 21. Januar 2024 im Museum Tinguely statt. Am 11. Januar 2024 um 19 Uhr gibt es einen Rundgang durch die Ausstellung mit Boris Nikitin.